

L653A10

Zum Erfolg verdammt

W31

VON JOSEF JOFFE

„Endlich – sie haben geredet“ und „Wir dürfen hoffen“: Mit derlei Schlagzeilen, die im übrigen dem Vokabular des amerikanischen Präsidenten und des Gorbatschow-Sprechers Samjatin entlehnt wurden, bejubelten Teile der deutschen Presse den Gipfel zu Genf. Schöne Gefühle von Angst und Erlösung werden in solchen Sätzen transportiert, doch wecken sie Assoziationen, die gleich doppelt falsch sind. Da ist erstens die Suggestion, daß die Welt bis zum 19. November in einer Art „Vorkriegszeit“ gefangen war, seit Mittwoch aber – kurz vor dem Gang aufs Schafott? – im Zustand der rettenden Gnade lebt. Die zweite (trügerische) Frohbotschaft erwächst aus der Vorstellung, daß der Mensch mehr zählt als das System, das ihn und seinen Staat umschlungen hält. Und so erscheint das befreiende Gespräch von Mann zu Mann, fern ihrer kleinkrämerischen Bürokraten, als Königsweg zur Verständigung, die alsbald gar die eitle Eintracht gebären wird.

Dies ist zuviel der Angst und zuviel der Hoffnung. Apropos „Vorkriegszeit“: Wo sind die glimmenden Lunten, die in vergangenen Jahrzehnten den Zusammenprall der Giganten vorausahnen ließen – Chruschtschows Berlin-Ultimatum etwa oder sein Raketen-Wagnis in Cuba? Es gibt keinen Krieg in Nahost, der 1973 die Atomstreitkräfte Amerikas in Alarmzustand versetzte, auch keinen Krieg in Vietnam, der 1972 für die Bombardierung sowjetischer Frachter im Hafen von Haiphong sorgte. Und der Einmarsch in Afghanistan, der das Verhältnis der Supermächte über Nacht vereiste? In Reagans Genfer Abschlusßrede figuriert er nur noch unter dem Rubrum „Konfliktlösung in Afrika, Asien und Zentralamerika“. Anders als so mancher Politiker, der noch heute in den Wahlkampfschlachten von gestern aktiv ist, haben Europas Bürger die neue Geruhsamkeit längst verinnerlicht: Seit drei Jahren fällt die Zahl derer (in Frankreich, England, Italien und der Bundesrepublik), die Kriegsangst bekennen.

Auf dem Gipfel ist also die Angst nicht zerstoßen; das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist eher umgekehrt: Gerade weil sich die Spannungen im Vergleich zum Beginn dieses Jahrzehnts gelöst haben, konnten Reagan und Gorbatschow den gemeinsamen Aufstieg wagen, ohne dabei den Eklat à la 1960 in Paris zu riskieren (als Chruschtschow die Versammlung mit einem kalkulierten Wutausbruch sprengte). Was aber haben die beiden erreicht, auf daß wir wieder „hoffen dürfen“? Wer glaubt, daß Staatsmänner in trauter Zweisamkeit Knoten lösen können, die Ideologie, Interessen und Rivalität festgezurr haben, der verwechselt Politik mit Psychiatrie. (Wie viele Knoten kappen Kohl und Mitterrand bei ihren halbjährlichen Tête-à-têtes?) Es sind nicht Mißverständnisse und Fehlurteile, die Miß-

trauen und Ressentiments schüren, sondern existentielle Zwänge. Grundlegend und unentrinnbar ist ein schlichtes Faktum: Die USA und die Sowjetunion sind die beiden einzigen Mächte auf dieser Welt, die einander auslöschen können. Daraus folgt wiederum zweierlei: Es gibt keinen Endsieg und kein Ende des Konflikts – es sei denn in der Form des gemeinsamen Selbstmordes.

Die beiden Großen sind also dazu verdammt, miteinander zu leben oder zu sterben, und diese, in dürre Diplomaten-sprache gefaßte Einsicht, ist bereits das wichtigste Signal vom Genfer Gipfel. „Ein Atomkrieg kann nicht gewonnen und darf nicht geführt werden“ – so steht es an oberster Stelle in der „Gemeinsamen Erklärung“. Nicht minder bedeutsam ist ein Satz des konservativen englischen Staatsmannes Palmerston, den Gorbatschow, der Erbe Lenins und Trotzki's, auf seiner Pressekonferenz wiedergab: Britannien habe weder ewige Feinde noch ewige Freunde, sondern nur ewige Interessen. Ein solcher Satz – ob auf England oder Rußland gemünzt – mag nur auf den ersten Blick hochfahrend oder zynisch klingen. In Wirklichkeit kündigt er von Ernüchterung und Realismus – und unterscheidet sich damit auf beruhigende Weise von den bramarbasierenden Sprüchen eines Chruschtschows, der noch lautstark vom baldigen Untergang des Kapitalismus träumte. In Genf präsentierte Gorbatschow eine selbstbewußte, vor allem aber konservative Weltmacht, die nicht mehr Revolution, sondern Stabilität im Panier führt.

Und Reagan? Wo Chruschtschow an Grabesreden für den Kapitalismus feilte, pflegten amerikanische Politiker an einem spiegelverkehrten Traum zu basteln: der Veränderung (und damit Zähmung) des sowjetischen Systems durch amerikanische Macht. Verfliegen ist auch diese ehrgeizige Vision. „Dialog für den Frieden“ lautet die neue Devise des Präsidenten – flankiert von „Stärke“, aber auch (!) „Realismus“. Derlei Realismus teilen inzwischen auch seine Landsleute. Zwar hält noch die Hälfte der Amerikaner die Sowjetunion für das „Reich des Bösen“, aber 74 Prozent wünschen zugleich auch ein neues Begrenzungsabkommen bei den strategischen Waffen.

Nüchternheit und Realismus sind in der Diplomatie allemal die besten Auguren – besser jedenfalls als die Brückenküsse zwischen Breschnew und Carter 1979 in Genf und besser als die Entspannungseuphorie, die sich an der Schwelle der 70er Jahre breitmachte, nur um hinterher dem abgrundtiefen Gefühl des Betrogenseins zu weichen. Deswegen hat sich der Gang zum Gipfel gelohnt. Der Rest ist mühselige diplomatische Kärnerarbeit, die noch Jahre erfordern wird. Wie sagte Reagan? „Es gibt viel zu tun.“ 4